

Der Hubelheiri : Erzählung aus Nidwalden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **59 (1918)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Während der Hausdurchsuchung der Stadt in der Nacht des 11. August 1792, wo hauptsächlich nach Geistlichen gefahndet wurde, stand er eben einem Sterbenden bei und wurde daher von den Häschern übergangen. Am folgenden Morgen stellte er sich freiwillig, um seine bisherigen Beschützer nicht in Schwierigkeiten zu stürzen. Er wurde in die Karmeliten-Kirche abgeführt, die in ein Gefängnis für eidwidrige Priester und Bischöfe umgewandelt worden war.

Am 2. September 1792 erlitt P. Apollinaris Morel, der ehemalige Präfekt der Stanfer Klosterschule, mit den 3 Bischöfen und 212 Priestern den Martyrertod. Für unser blühendes Kollegium St. Fidelis und für den hochw. Konvent der P. P. Kapuziner in Stans ist es eine hohe Ehre, daß, wie wir sicher erwarten dürfen, ein ehemaliger Professor und Mitbruder als Glaubensheld und Blutzuge für die katholische Kirche unter die Zahl ihrer Seligen aufgenommen wird.

Der Hubelheiri.

Erzählung aus Nidwalden.

1. Des Heiris Taufe und Schulgang.

Selbst die Schulbuben mit ihren zähen Lungen leuchten die Stäpfetli hinauf wie dämpfige Roffe und halten dabei ihr lojes Maul, und nun, lieber Leser, was sagst du, wenn ich dich bitte, komm mit mir zum Hubelhaus hinauf? Wir erklettern langsam Steinplatte um Steinplatte. Gib aber acht, die Tritte passen nicht immer in den Schritt. Wenn du aber doch einmal hinfällest, so bleibe ein wenig liegen und schnauf aus und gucke die Welt an.

Da schau! Ein See liegt zwischen Bergen eingebettet. Grüne Matten, wilde Felsen, zackige Gräte spiegeln sich darin. Das Wasser ist rein und blau wie ein Kindesauge, voll ruhiger Schönheit und tieffarbig wie eine Bergenziane. Das Rauschen der breiten, fernen Wellen vermagst du nicht zu hören. Die uralten Felsenriesen schauen in junger Kraft auf dich herab. „Schwache, kurzlebige Menschlein krappelt nur“, lächeln sie.

Hier steht das Hubelhaus, ein derbes, gedrücktes, breit ausgeladenes Gebäude, blitzblank die Buzenfenster, die Schuppenwand tief braun gebrannt. Da scheinen die Berge noch viel mächtiger, der See ferner und geheimnisvoller, und du selber kommst dir wie ein König vor in der tiefen Stille. Etwa einige Krähen auf dem Giebel des Hauses stören deine königliche Ruhe, und der

Spaz sagt dir wie überall: „Herr König, mit mir hast du auch noch zu rechnen!“ Nun, du horchst nicht auf den dummen Schwächer. Dafür hör jetzt mir zu, wenn ich dir von einem Menschenleben erzählen will, das einst hier einen so schönen Anfang genommen hat.

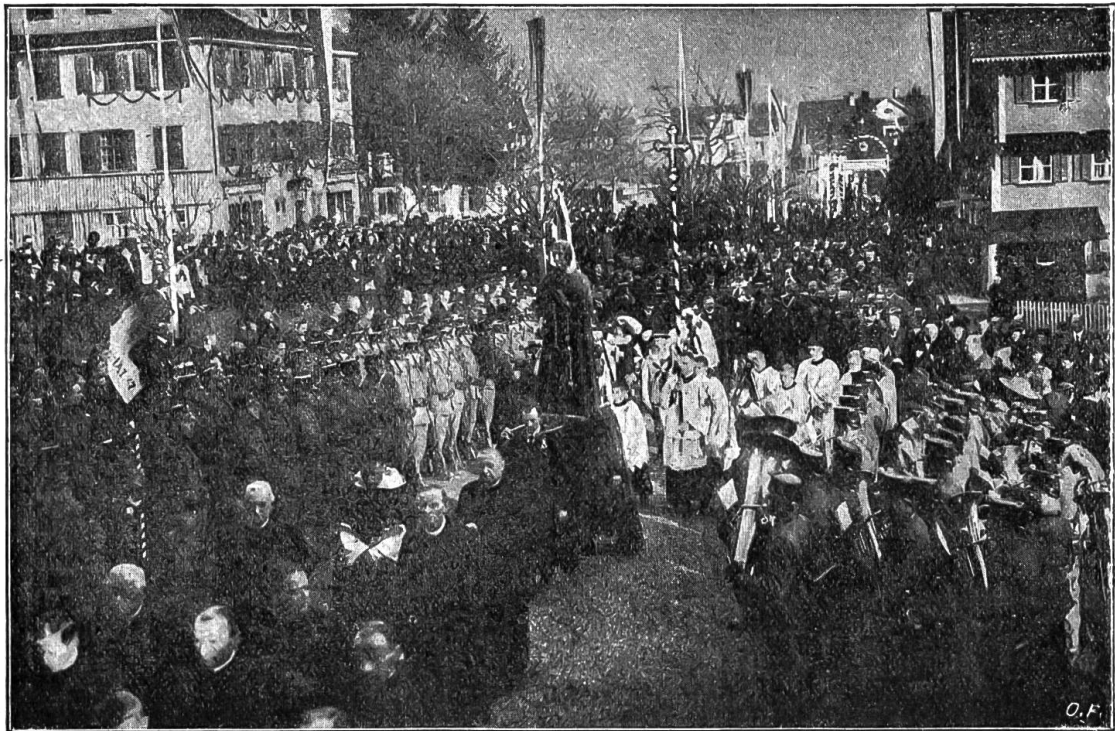
Vor vielen Jahren lag die Hubelhausfrau in ihrem hellen Schlafzimmer in der Kindbette und betrachtete ihren Erstgeborenen. Eben hatte man den kleinen Menschen aus dem Kirchlein heraufgebracht und die Hebamme gab Bericht von der Taufe. „Er hat nicht einmal gemurzt, als der Pfarrer ihm das Salz in den Mund tat und hat den hochwürdigen Herrn immer fest angeschaut. Ja so ein schegger Kerli, der neun Pfund wiegt, ist doch nicht so ein miserables Herrenkind. Die Gotte hat ordentlich Mühe gehabt ihn zu tragen, als er mit seinen kräftigen Beinen strampelte. — Die Schlottergotte aber, eine alte Jungfer, hat gemeint: das gäb aber einer: da werden die Mädchen Augen machen, wenn der einst groß geworden sei. Und im „Löwen“ beim Götliwi da wars lustig, bim Hagel abenand, und der Götli holte sich ein ordentliches Stäuperli — aber der vermag.“ —

„Wenn er ihm nur nidt s'fuiä ibundä hed“, meinte besorgt das Hubelhausfrau. „Chaisch dänkä, bisch doch ai äs Babi!“ Dann hat die Hebamme den jungen Heiri

ins Schefili hineingelegt; der hat bald zufrieden an einem Finger gesogen und dabei mit großen Augen um sich geguckt. Dann hat die Hebamme ein Habersüpplein gebracht und die beiden Frauen plapperten und redeten miteinander, daß es klang wie das Plätschern des Dorfbrunnens im Dörflein drunten, wie der Regen, wenn er mit eifrigem Finger auf die Dachschindeln des Hubelhauses klopft.

„Jetzt wemmer aber einisch s'Muil zua ha, Franzi, s' chemnt dr schada, tuä jeh ä chlijeli schlafä.“ Mit diesen Worten ging die

Hubelhaus gefunden hatte, vergaß er es nicht mehr und brachte beinahe jedes Jahr einen neuen Hubelbürger. Welch fröhliches lustiges Treiben war in dem wetterbraunen Nest! Vier Flachsköpfe sprangen nun schon unter der Führung des Heiri in den Matten herum, und das glockenhelle Lachen von den vier Silberstimmen war herzerquickend. Und der Heiri mit den Ruibelhaaren hatte einen Frohmut, daß es nur so hinausklang in die weite herrliche Natur. „Ein schöner Bub“, sagten allemal die Fremden, wenn sie vorübergingen. Der Heiri hatte es einmal ge-



Die Bruder Klausen-Feier in Saxfelde am 21. März 1917.

Hebamme hinaus und fing in der Küche zu werken an. In der Stube aber wars wieder still. Einige Fliegen bruminten und fuhren mit den Köpfen gegen die Fenster, oder setzten sich als freches Pack auf die Nase des schlafenden Kindes. Und darob hie und da ein arges Schneuzen und Krähen, ein Krabbeln mit den schmalen Fingernägeln auf der Bettdecke, und eine Sonne, die zwischen den Gardinen hineinguckte, so warm und fröhlich, wie reine Freude und nicht getrübtet Glück. —

Seitdem Meister Storch einmal das

hört und berichtete die Worte in seinem Kindersinn der Mutter. „Bisch ä Lappi!“ hatte diese gesagt und doch im Herzen gelächelt vor Mutterstolz.

Die Schultasche paßte nicht übel auf den festen Rücken des Kleinen; die Schulbank war zwar etwas eng, die Luft nicht die klare Bergluft, aber die roten Backen blieben, und der Frohsinn lachte weiter im Herzen des Knaben, und das Jauchzen war noch eben so silberhell. Was kümmerte es den lustigen Buben; er ward mit den Zahlen schon fertig, und er hielt darauf, daß das Notenbüchlein

nicht zuviel Abwechslung zeigte. Hubelheiri, der Aeltere, schaute oft ins kluge Auge seines Kindes und lächelte in seinen Stobelbart hinein: „Ein Malefiz Kärl, der Heirli, ä Chingstächer, ä Sapperlott; wo ers nur här hed, dr Buäb?“ Und als er einmal die Lehrschwester des Heireli antraf, stellte er sich gleich als Vater vor. Die gute, milde Schwester Euphrosine redete mit viel Liebe von dem Hubelbuben. „Er ist etwas wild,“ meinte sie, „aber wie ein Sperber paßt er auf, er hat hie und da den Schalk in seinen lustigen Augen, aber man kann ihm doch nicht böse sein, wenn er allemal wieder so froh herauslacht und die Grübchen in den Wangen sich zeigen, dann ist er einem erst recht lieb, der Heiri. Mein bester Schüler ist er doch.“ Seitdem grüßte der Vater Heiri die Schwester doppelt tief und bekam die Schwester ordentlich lieb, weil sie seinem Heireli so gut war. Im Herbst brachte der Heireli alles eins heim, und darob nicht geringe Freude im Hubelhaus! Den größten Apfel, einen mächtigen, pfündigen Jakob Leble, holte der Vater aus dem Keller herauf und gab ihn dem jungen Heiri. Die andern drei Hubelbuben schauten nur so zu, wie der Heiri, ihr großer, gescheiter Bruder, mit seinen gesunden Zähnen in den Apfel hineinbiß und eine Flanke um die andere aus dem Ungetüm wegriß. Mit gesenkten Köpfchen beobachteten sie ihren Bruder, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, bis schließlich der Kleinste, der Seppli, sich nicht mehr überwinden konnte, zum Bruder hinlief und schmeichelte. „Heili (Heiri), Eppli ai äs bißeli!“ Da biß der Heiri einen mächtigen Brocken ab und steckte ihn seinem Brüderchen in den Mund. Die beiden andern, der Franzli und der Peterli, schauten mit offenem Munde und blinzeln den Neuglein zu, wagten aber nicht zu betteln. Auf ihren Stirnen aber stand zu lesen: „Wenn wir dann einmal in die Schule gehen, dann . . .“ und in Gedanken bissen sie schon in einen viel größeren Apfel.

Der Heirli wuchs heran, er war in seiner Klasse weit der beste. Aber auch kein Bach war ihm zu breit, kein Baum zu hoch und keine Hufe stark genug: „Das verflümet Fagnäst!“ sagte hie und da die Mut-

ter, und hie und da einen recht großen Schranz suchte sie mit der Rute wieder zusammenzuflicken, was ihr aber nur halbwegs gelang.

Einer hatte auch seine helle Freude an dem frischen Knaben: es war der Pfarrer, und wenn der Heirli ihm allemal so flott den „Kanisli“ aussagte und auf die schwierigsten Fragen zu antworten wußte, dann traf ein froher Blick das blonde Kraus-Köpfchen vor ihm, und ein feines Lächeln ging über das alte, liebe Gesicht des Pfarrherren. Er hatte so seine Pläne mit dem Heirli.

2. Der Heiri sollte studieren und warum er nicht will.

An einem Donnerstag Nachmittag stapfte der Pfarrer zum Hubelhaus hinauf. Es war Föhnwetter! Zum Greifen nahe waren die Berge, das ganze Tal war von Rauschen erfüllt. Weiße Lämmlein weideten zu Tausenden auf dem See und die Wellen warfen ihren Gischt weit ins Land hinauf. Es war eine Bruthitze. Aber der Pfarrer ging rüstig fürbaß, Schritt für Schritt, Tritt um Tritt. Wenn er einmal einen kurzen Schnauf tat, wischte er sich den Schweiß von der Stirne. Was ihn beschäftigte, schien nichts Trauriges zu sein, immer lag ein gütiges Lächeln auf seinem faltigen Gesicht. Das scharfe, kluge Auge hatte manches in der Welt gesehen. Mancher Föhnsturm hatte schon seine hohe Gestalt umbrüllt, aber er war immer frohen Sinnes gewesen.

Ja, die Dorfleute meinten, unser Pfarrer hat Zeitlebens wenig Sorgen gehabt, hat lieber gelacht als geweint. Aber die Furchen auf der Stirne und um den Mund, die nur tiefes Leid hineingraben können, beachteten sie nicht, weil sie so gut ins sonnige, lachende frohe Gesicht paßten. Das Sorgengesicht zeigte der ehrwürdige Greis nur dem Verrgott, und das auch nur dann, wenn es sehr Not tat und er sich nicht mehr zu helfen wußte.

Und wie er so hinauffleuchte, hörte er plötzlich ein „Jesses, dr Pfarrer!“ und sah etwas Rotes im Hause verschwinden. Das Hubelfranzi hatte gerade in ihrem roten, großblumigen Unterrock Windeln gewaschen, und hatte sich nun schnell davon gemacht.

Der Herr Pfarrer lächelte nur und freute sich über die gesunde, schaffige Frau. Als er nun in das Haus hineinkam, meinte er zum Franzi: „Zu schämen hättest du dich nicht gebraucht, Franzi, gfallst mer ä so äbä so guät, we mit Gellerchettli und Haarnadlä“. Für den alten Pfarrer war jeder nur ein „du“. Beinahe die ganze Gemeinde hatte er getauft und unterrichtet und sie vom „Fraz“ bis zum Mann emporwachsen gesehen. „Nei“, sagte das Franzi, „nei, so unghoblet isch ifereis de doch nu nid, nei bhät is nei, das wär mer ai nu.“ Sie hatte nun einen schönen, zwilchenen Rock an, und die Haare waren zurecht gestrählt. Dann brachte sie dem Pfarrer eine Flasche Most, alten Spalen von der Ochsenweid und dazu die gutmütigen Worte: „Me chli Uisshuch, aber doch guät, da derfid=er scho zuähglä, dä macht=ich nid!“ So zwischen dem Essen hinein bemerkte nun der Pfarrer in der langsamen, vorsichtigen Nidwaldnerart: Der Heiri sei ein gescheites Büblein. „Das scho“, sagte das Franzi, „aber ä Chläni und ä Chläderi, daß ä Gruis isch, ich wett, iähr miächtet=um d'Hosä zahlä, Herr Pfarrer!“ „Maq sein, aber, Franzi, ascheit ist er doch und Holz hätte er mehr, als es zu einem Subelbauern braucht.“ „I weiß nid, Herr Pfarrer, set er eppä städierä, dr Buäb, miär chentid uf em Subel obä ai guäts Holz bruichä; s' miänd nid grad all so chneblig und stähpalmig si, wie s' Subelfranzi und sie Heiri, meinid=r nid ai?“

„Aber wenn er studieren wollte, wär's euch dann nicht recht?“ „Scho, aber wo 's Gälb nä, und weiß mä deh, ob är brav blibt, dr Buäb, Herr Pfarrer.“ — Nun kam der alte Heiri herein und meinigte auch etwas herum und sagte schließlich: „Mer wend luägä, wenn er will, dr Heiri, sä chan er ga, aber wellä muäz er sälber.“ Dabei lag ein feines, schlaues Lächeln um seine Mundwinkel, der alte Subelheiri war lang nicht so chneblig, wie sein Franzi gesagt hatte, sondern ein guter Beobachter und „ä chli ä Schlaia“. So ein fluax Bauer, der wenig redete, sich aber seine Gedanken machte und diese dann in seinem Gehirnkasten aufweicherte als Grundsätze der Lebensweisheit, wie man etwa die Spalenkäse geordnet

nebeneinander stellt, oder die Mostfässer schön nach Größe im Keller zur Parade aufgeführt. Und wenn der alte Heiri nun einer Sache nicht ganz gewiß war, aber bereits seine Meinung darüber gemacht hatte: hieß es immer, „mer wend luägä“, und bei jedem Anlaß, der einigen Gedankenaufwand brauchte, stieg er in die geheimnisvolle Vorratskammer seiner Erfahrung hinauf und holte sich etwas Passendes. „Mer wend luägä“, und dann rief er: „Heiri, Heiri chum.“ Und der Heiri kam, ein Häustchen im Hosensack, den Blondkopf vornüber gebeugt, eine helle Röte auf den vollen Wangen. Da aber der Pfarrer vom Studieren redete, kam eine merkwürdige Hast und Hast in den Heiri, er trampelte hin und her, schaute bald verstohlen die Mutter, bald den Vater, dann wieder den Pfarrer an und plakte schließlich hinaus: „Nei, i will nid; was tötid ai der Blez und s' Wikhorni und s' Chalbeli dänkä, nei, Vater, aäll i muäz nid aah, i chäm aruifig lanai Zit uber“.

Dem Vater huschte die Freude wie ein flinker Sonnenstrahl über das Gesicht hin; doch verbarg er sie schnell, um dem alten Herrn nicht weh zu tun, und meinte trocken: „Mi Buäb paßt schint's besser i Buivä= als i Herähosä“ und lachte kurz auf. Dann wandte er sich zum Pfarrer: „G'sender, i wär ia nid drgägä asi, aber wenn 'r nid will, so isch mier ai rächt.“ Und dabei blieb's.

Sie redeten nicht mehr viel. Wie doch der Köhn blies ums einsame Subelhaus; es rüttelte und schüttelte. Der Pfarrer ging heim. Ueber dem Oberbauen jagte eine Wolke in den stablblauen Himmel hinein wie ein kühner, ungesattelter Schimmel und warf den Schatten auf den Niederbauen, als ob eine gespenstige Geisterhand in die Triften griffe. Der Pfarrer sah nichts: ihm wars, als habe er um das Glück eines jungen Menschenlebens gespielt und habe verspielt. Der Wind peitschte seine weiken Haare; wie der kämnte, der rohe Geselle! So hatten die Dörfler ihren Pfarrer noch nie gesehen, so verwittert und so alt, und die Sorgenfalten waren so eiaen um den Mund. Der Heiland im kleinen Kirchlein hörte an dem Toae das, inbrünstige Gebet eines erfahrenen Seelenkenners für ein junges Menschenkind, dem

Gott es gegeben hatte, im Guten oder im Bösen groß zu werden.

Als der Pfarrer aus der Kirche heimging und der lachende Sonnenschein ihm zujubelte, dachte er: „ich habe vielleicht doch zu schwarz gesehen, auch feuriges Blut braucht hie und da keine besondere Leitung, um gut zu bleiben.“ Von der Höhe ein frohes „Juhui“ und wieder der Stich ins Herz, es war jung Heiris Stimme. „Bist alt geworden“, dachte der Pfarrer, „daß so eine dumme Ahnung dich zu überwältigen vermag“, und war zornig über sich.

3. Der Heiri wird ein Cholderi.

Es ist nicht immer nur Ahnung, wenn ein erfahrener Seelenkennner das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen voraussieht. Es ist das Verständnis für die Menschenseele: der Tiefblick und Kennerblick, den der erfahrene Schiffer für die Untiefen des Sees hat. Der Heiri besaß herrliche Anlagen, aber er war ein ungedämmter Bergbach und seine eigenen Eltern vermochten nicht die geeigneten Dämme zu bauen. Der alte Heiri klebte an der Scholle und den Bazen, die er aus dem Boden schlug; die Mutter war wortreich und knauserig. Sie paßte gut auf, daß kein Huhn ihr Ei am falschen Orte legte und hatte alle Äpfel auf der Diele gezählt, der Ordnung wegen, wie sie meinte. Am Montag nahm sie allemal insgeheim dem Mann den Geldsack aus der Tasche, um ihn nachzurechnen, wie viel er Sonntags verbraucht habe, und jedes Mal steckte sie den Geldsack wieder in den Sack mit einem kräftigen: „Sägid mer nid vom Mannävolch, da chamä schaffä und schineglä und diä da.“ das andere sprach sie nicht aus, aber am Tische gab es dann ein kleines Gewitterchen mit gegenseitiger Gewissensforschung.

Der kluge Sinn des jungen Heiri hatte schnell herausgebracht, daß beim Vater trotz allem das Regiment war, und so hielt er zu ihm. Nicht, daß er seine Eltern sehr achtete; er wußte aus des Vaters ruhigen Stichelreden zu viel von den Fehlern der Mutter und aus dem lauten Schelten der Mutter zu viel von den Mängeln des Vaters, um beide recht verehren und lieben zu können. Aber beim Vater konnte man doch eher noch etwas

erreichen, der hatte ordentlich den Narren gefressen an dem geweckten heiteren Heiri, und nahm ihn gerne mit in die Wirtschaft, jeweilen an Sonntagen. Da gönnte er sich und seinem Ältesten gern einen Dreier Roten, Tiroler oder Schaffhauser im „Löwen“ drunten, und konnte dann recht groß tun, wenn er dem Wein mit dem ausgeprägten Weingeistgeschmack zugesprochen hatte. Beim Faß durfte der Heiri auch schon mitmachen, und er spielte wie ein Großer. „Ne Millionäsekel, we der schlai ich und hinderhäbig mit dä Trimpfä“, rühmte der Leiterli Balz den jungen Heiri. Da lächelte Vater Heiri und sagte so leicht hin zwischen den Zähnen hindurch: „Ja, dr Pfarrer hed nid vergäbä wellä, daß er studieri, mi Buäb, weißch, ä Chopf hed er we nä Landamma.“ Die andern rissen Mund und Augen auf ob dieser Neuigkeit; der alte Hubelheiri aber sagte nichts mehr und verschloß seinen Vaterstolz hinter berednem Schweigen.

Weniger zufrieden mit dem Heiri war seit seiner Schulentlassung der Pfarrer. Wohl lernte er ihm den „Kanisi“ in der Christenlehre so gut wie früher, aber bereits lehnte er sich mit dummer Frechheit über die Bank hin, wenn er aussagen mußte, wie die größten Flegel, denen der gütige alte Herr nicht mehr recht Meister zu werden vermochte. Und nach der Christenlehre ging der Heiri nicht mehr mit seinen Altersgenossen, sondern mit denen, welche die Brisago im Maul hatten und denen der Pfeifenpuker aus den breiten Hosensäcken herausging.

Allmählich bekam er immer größere Freude am Wirthausleben. Die erste Brisago mit ihren unangenehmen Folgen war bald vorbei, und nun brachte er es bereits an Sonntagen auf fünf Stück: die höchste Leistung unter seinen Altersgenossen. Diese Heldentat wurde schnell bekannt und gab ihm in den Augen seiner Kameraden eine führende Stellung bei allen Lumpenstreichen.

Heiri war aber inzwischen aus der Christenlehre gekommen. Ein schlanker, junger Mensch mit feurigen Augen und zäher Kraft, gewachsen wie eine Tanne. Wenn er so durchs Dörfchen ging, elastischen



Die Palmenweibe am Seelen Sonntag. Nach einem Gemälde von H. Fellmann.

Schrittes, das Köpfchen hoch, den Hut fest auf den Kraushaaren, schaute ihm manches junge Mädchen nach und lächelte verschämt, und manche Mutter heiratsfähiger Töchter machte sich im geheimen Gedanken: „Der paßt für meine Agnes, oder für mein Verti, oder Betli, s' ist schad, daß er so unü holderät.“ Und er war wirklich ein Lump geworden, der Heiri. Wenn es ein Weitsaufen gab im Schwarzes-Trinken, so kam ihm keiner nach, zwanzig „Betli und i jedes nu äs Stifeli Träft und denu nid schweiblä“. So priesen ihn die Sauffameraden und trieben es so toll als möglich.

„Verdammt schad um dä Heiri“, meinte der Leiterlibälz, wenn er ihn beinahe jeden Montag erst nachmittags heimschwanken sah, mit zerzaustem Blondkopf und dräckigem Sirthämli. „ch... schad, der best Wähder und Mälcher wit und breit, aber das Suifä chan=er nimmä lah, dr arm Tifel.“

Dem alten Heiri gefiel sein Bub nicht mehr und dem Franzi erst recht nicht. Von nun an durchsuchte sie jeden Montag zwei Hosentajchen. Aber im Geldbeutel des Jüngern war gewöhnlich nichts mehr zu finden. Die Gewitter wurden auf den Dienstag aufgespart, waren aber dafür nur um so heftiger und polterten und lärmten oft Tage lang nach im sonst so friedlichen Hubelhaus. Aber was „d'Alt seid“, war dem Heiri so ziemlich Wurst. Er prahlte: „er schinägli“ die ganze Woche und so ein „Sonntagsfräidli“, und wenns auch in den Montag hineingehe, sei ihm doch noch zu gönnen. Aber aus diesen „Sonntagsfräidli“ wurden Werktagsfreuden, und oft wenn der alte Heiri am Abend in den „Gaden“ ging und dachte, die Mehrzahl der Rühe sei schon gemolken, so schauten die guten Tiere verwundert herum: warum man ihnen heute nur „einisch anägäb“ und sie so hungern müßten, und die frisch Gefalberten „hend gnuigäd, wil sie so bresch gha hend“. „Dä ch... Fexel“, fluchte der Vater auch wieder einmal an so einem Tage, und warf den Rühen das Gras voll Wut in den Barnen. Und dann begann er zu melken und murmelte und murrte. Und s' Wifhorni, die gescheideste von allen Hubelrühen, machte verwunderte Gloßaugen zu ihrem Herrn hin,

daß er heute so wütend drückte beim melken, da sie doch so geduldig gewartet und nicht gemuht hatte. Und die sonst so geduldige, ruhige Kuh trampelte in den Milcheimer hinein und warf ihn um; da schlug der alte Hubelheiri zum ersten Mal sein liebes Wifhorni mit „dä Holzäbedä“.

Am folgenden Tage beim Mittagessen löffelte die ganze Hubelfamilie ihre Suppe. Da krachte die schwere Faust des alten Heiri auf den Tisch. „Buäb“, lärmte er, „jeh herd diä Suiferi uif, jeh hani einisch gnuäg, s' Beh cha verrekä im Gadä innä, hä? Sui Lotterbuäb, gäll, guffä und ghalegeräd muäk sie!“ Dem Heiri schoß das Blut in den Kopf, daß er rot wurde bis in die Haarwurzeln. Schon ballte sich seine Faust, um gegen den Vater zu schlagen. Aber er sah, wie der Toni und der Peter ihre kräftigen Glieder reckten und zum Vater hinzurückten. Da warf er den Sessel in die Stube hinaus, daß er zerbrach. Sprang in einem Satz zur Türe hin, riß sie auf, und hinaus war er. Die Türe fiel mit solcher Gewalt ins Schloß, daß die Holzwände zitterten. „Gang nur, Lump“, rief ihm der Vater nach; um sein Mund war ein harter Zug, Wut und Scham kochte in ihm. Nun redete nicht mehr die Liebe, die der Bauer so gern vor andern versteckt, wie das Eichhörnchen sein Nest vor vorwitzigen Blicken; nun polterte Haß und gekränkte Eigenliebe, und wenn Haß im Bauernherzen frißt, verzehrt er auch das letzte Fünklein Liebe. Heiri lief am gleichen Tage mit einem kleinen Bündel aus seinem Elternhause fort und ging zum Leiterlibälz als Knecht.

4. Was der Heiri als Knecht tat.

Wie doch ein Sonnenstrahl oft so neckisch durch die Windläden lugen kann! Er tanzt an den Wänden, macht jedes lebendig und umgibt es mit Licht; alle Stäubchen werden sichtbar, als hätte sich der neckische Sonnenkobold eine Leiter gebaut, um in die Stube hineinzusteigen. So ein Sonnenlichtlein war auch im Hause des Leiterlibälz, seine Tochter, das Annili. Welch schönes Köpfchen trug es auf dem schlanken Körper! Die scharf geschnittene Nase verriet Verstand und profittischen Sinn; das Auge war wie ein ruhiger

Stern mit fragendem Licht, und der Mund mit der festen Unterlippe hatte so ein frisches und doch bescheidenes Lächeln. Wie die Blüte auf schlankem Stiel, so ruhte ihr Haupt auf einem schlanken Hals. Das Annili war das einzige Kind des Balz. Wie ein trillerndes Singvögelein umgab es den alternden Vater mit Sonnenschein und Liebe. Keiner kam so sauber wie der Balz in die Kirche; in keinem Haus der ganzen Gemeinde herrschte eine solche Reinlichkeit, und doch war man immer willkommen, auch mit den schmutzigsten Schuhen. Der Balz nannte sein Mädchen nur „mis

klopste. Der Balz ging bedächtigen Schrittes an die Haustüre und fragte: „Was isch?“ „I bis, Balz, dr Hubelheiri.“ „So, so“, lams gedehnt zurück. „Was witt?“ „Land mi inä, i wett eppis mid iich redä.“ Da öffnete der Balz die Türe. Der Heiri kam mit kurzem: „Guaten Abig“ hinein und ging schweigend dem Balz in die Stube nach. Das Annili ging hinaus und hörte dann die beiden Männerstimmen laut miteinander sprechen, ja, der Heiri lärmte einmal laut auf, so daß das Annili einen jähen Schrecken bekam. Aber dann wurden die Stimmen leiser, und auf einmal ging die Türe auf und



Von der Grenzwatch 1917. — Schneebrucharbeiten im Tessin.

Härli“ und legte in diese eigentümliche Zärtlichkeit eine Unmenge Liebe und Vaterstolz. Die Mutter hatte man schon lange hinausgetragen auf den Friedhof, und so war das Mädchen schon von Jugend auf ein schaffiges Ding geworden.

An jenem Tage, da im Hubelhaus ein solch wütender Sturm losgebrochen war, saßen Vater und Tochter abends in der Stube und beteten den Rosenkranz. Eben waren sie fertig und s'Annili stellte dem „Aetti“ noch die Schuhe unter die „Tschuist“, daß sie schön warm wären am Morgen, und wollte dann noch schnell ein Loch in des Vaters Socken verstopfen, als es

der Balz kam heraus und sagte zum Annili, das in der Küche herumhantierte: „Annili, gang machum s' Bett zwäg, dr Heiri blibt biämer as Chnächt, wenn er sie haltes.“ Der Leiterlibalz war ein gerader, ehrlicher Mann, der jedes Unrecht floh und dafür auch jedem im Dorfe seine Meinung sagen durfte, ohne daß man es ihm nachtrug. Den Heiri hatte er immer gern gehabt; er wußte selbst nicht warum, und hier wollte er ein gutes Werk tun, und wer Gutes tun will, denkt oft nicht lange nach, wie alles kommen könnte. Sein Knecht war vor kurzem fort, und so wollte er versuchen, ob der Heiri nicht doch noch ein guter Mensch werden könnte.

Nun werkte der Heiri schon seit einem halben Jahr beim Balz. Er war ein ganz anderer Mensch geworden, arbeitete mit voller Kraft, und der Leiterlibalz hatte auf seinem kleinen Heimetli beinahe nichts mehr zu tun. Er gewann den Heiri lieb; denn eine ungestüme Schaffensfreude sah dem Burschen aus dem Auge, der Frohsinn war wieder erwacht und den Löwenwirt grüßte er kaum mehr, wenn er vorbeiging. Seine guten Vorsätze kamen aber nicht nur vom Zureden des Balz, es war so etwas im Tun, was der Balz noch nicht sah, aber so ein geheimes Verstehen war zwischen den beiden jungen Leuten im Leiterlihaus.

Ein Mädchenherz ist so ein eigen Ding. Oft wie eine Festung, die schwer zu erobern ist, oft aber auch nur wie ein „Chuchigänterli“, das halboffen ist. Und wie ein Mäuslein, das an den Schätzen der Hausfrau sich ergötzen möchte, schleicht dann die Liebe durchs Türlein ins offene Herz hinein und macht sich da heimisch. So ging es dem Annili, sein Herz war zuerst voll Abneigung gegen den Holderi, der in der ganzen Gemeinde verschrien war. Als er aber den Heiri so arbeiten sah, voll Frohsinn und heiterer Laune den ganzen Tag. Als er Monate lang in kein Wirtshaus mehr ging und dem lieben Väterchen alle Arbeit von den Augen ablas, daß der Balz wieder jung und froh wurde wie ein Zwanzigjähriger, da schaute das Annili den Heinrich allmählich mit ganz andern Augen an. Und dem gefiel das schöne, flinke und gewandte Mädchen, sein feuriges, blaues Auge ruhte oft mit Wohlgefallen auf dem Annili. Er wußte, wenn er dieses Herz erobern wollte, so hatte er manches gut zu machen. Aber er war ja im Hause bloß Knecht und wollte nichts merken lassen, und auch das Annili ging scheu an ihm vorüber und war nicht freundlicher gegen ihn, als gegen andere.

Die tobenden Bäche sind meistens nicht tief, und der Sturm, der furchtbar heult, dauert gewöhnlich nicht lange, aber die stillen Wasser, die ruhen wie ein glatter Spiegel, sind kaum zu ermessen. So ruhte die Zuneigung tief im Herzen des Annili, und der Heiri hatte einen Platz bekommen, der sein Denken beinahe ganz ausfüllte, es aber ver-

schloß es tief in sich hinein. Nur beim Morgen- und Abendgebet schloß das Mädchen ihn bereits ein, daß er doch immer brav bleibe. Bei dem Hochamt an Sonntagen hatte es oft die Versuchung, schnell zu ihm hinüberzuschauen, ob er auch wirklich bete; aber es verjagte solche Gedanken schnell als unschicklich und senkte erst recht das Köpfschen zu innigem Gebet. S' Annili war so aufrichtig fromm, daß es nur das wollte, was Gottes Wille war.

Nun war der Heiri bereits ein Jahr beim Balz, und im Leiterlihaus war wenig verändert; nur daß der Balz die beiden jungen Leuten nun gut beobachtete. Er hatte die geheime Liebe entdeckt, die keines von beiden dem andern eingestehen wollte, aber die stille Huldigung, die der Heiri seinem Annili darbrachte, ward ihm auf einmal klar und die jungfräuliche Scheu des Annili verstand er nun. Und er dachte daran, wie er es machen sollte, um beider Liebe nicht zu tief werden zu lassen. Aber die Liebe hat ihre tausend geheimen Ketten, und bevor es oft die Eltern merken, sind diese Ketten mit einem Schloß versehen, das sich nur mehr mit Gewalt öffnen läßt, und das tut weh. So meinte der Balz, die Liebe zwischen seinem Annili und dem Heiri sei nur erst ein dünnes Fädenlein, und eine Trennung beider zerreiße es leicht; denn sein Töchterlein war ja so ein verständiges Mädchen, und dem Heiri traute er trotz seiner guten Aufführung immer noch nicht recht. Aber wenn man mit Menschenherzen rechnet, verrechnet sich oft der beste und klügste Rechner. — —

Der Frühling war im Land. Der Föhn blies mit ungeheuren Bächen, daß sein Gesicht ganz blau wurde vor Anstrengung. Dieses Jahr wollte er einmal den Bergen ihr weißes Kleid, das ihn immer so ärgerte, in paar Tagen wegblasen und nicht zwei bis drei Wochen daran machen. Und so fuhr er ungestüm um die Felsen herum, wie eine wilde, wütende Hornuss, packte die einsamen, alten, grauen Wettertannen und wollte sie allerlei Büdlinge lehren, die aber machten ihren Rücken steif und lachten ihn aus: Dich haben wir nun schon viele Jahre gesehen und bist immer gleich frech und

gleich dumm, meinst etwa, wir seien nun demütiger als letztes Jahr. Dann heulte er auf über solchen Spott, riß der einen oder andern Tanne einen Ast weg, fraß den Schnee in gieriger, zorniger Hitze, polterte durch die Täler hindurch, warf schöne grüne

wenn dr Fehn so gahd.“ Er beobachtete, wie es auf dem Trutthubel am Niederbauen schon anfang zu grünen. Auf den Matten um den Gaden weideten die Kühe und fraßen voll ungestümer Freßlust das saftige Gras. „Ich und di Vater hend im Sinn, zwänzig



Von der Grenzwatch 1917. — Beobachtungsposten bei Courcelles.

Teppiche auf die wintergelben Matten und blies den Menschen frech ins Gesicht und den Weibervölkern in die Röcke.

Der Leiterlibalz stand an einem solchen Föhntage mit dem Heiri vor der Gadenüre und meinte: „Sir chennid mer friäh z'Alp,

Chüäh uf Niderbaiä i diä underijst Sittä z'tuä, dui chenntist de uifä zuänä, gäll, Heiri.“ „Und de heitwä?“ meinte der Heiri. „Swä Peter chund mer de ä chli cho hälkä“, antwortete der Balz. Damit war die Sache abgemacht.

So war denn anfangs Brachmonat die Alpfahrt; der alte Subelheiri brachte zehn Kühe und zwei Gusti und redete zum ersten Mal wieder seit dem harten Streit mit seinem Buben ein freundliches Wort. Am frühen Morgen hatten sich s' Annili und der Heiri beim Tränken allein getroffen. Da reichte der Heiri dem Annili die Hand hin und wollte ihm „Ade“ sagen. Doch das Annili nahm sie nicht und sagte ihm nur: „Blib brav!“ Da schaute der Heiri mit langem Blick sie an und wollte ihr sagen, wie lieb er sie habe, sprach aber nur: „Säb nur fei Chummer, Annili“, und ging. Als das Annili beim Frühstück rotgeweinte Augen hatte, staunte der Vater Balz nur so vor sich hin, fragte aber nicht nach dem Kummer des Annili, und zum ersten Male redeten sie nichts während des Essens.

5. Abendrot.

Durch die Dörfer am See war ein Klingeln der Ruhglocken, ein Jauchzen und Zurufen; die Sonne warf gerade einen neugierigen Altjungfer-Blick über die Frohnalp, als das Sennten des Leiterlibalz und seiner Mitälpler am frühen Morgen durch Buochs und Beckenried zog. Das Wifhorni, das die „Fahrttrichlä“ tragen durfte, jah diesen bewundernden, neugierigen Blick und muhte voll Stolz die Sonne an. Es brummte die runde, blank gepuzte „Chupfertrichlä“ und die kleinern Schellen himmelten allerlei Töne in den tiefen Paß der großen Trichel. Die Dörfler in Buochs und Beckenried hatten die Meinung, es sei doch schade, die prächtige Bettwärme schon zu verlassen und schimpften über das Gelärm und Getue und drehten sich vom rechten aufs linke Ohr. Nur hie und da ein junges Meitli sprang schnell aus dem Bett, um zu schauen, ob nicht etwa ein Aelpler dabei sei, der es wert sei, ihn anzuschauen und dem man im Herbst als „Aelpermeitli“ zusagen könne. Der Heiri ging voraus, und weithin klang seine helle, schöne Stimme: „He Chueli, chum, chum!“ Die schwersten Kühe machten tolle, lustige Sprünge, wie wenn ein Elefant eine Katze im Tanzen übertreffen wollte. Das war eine Freude bei Mensch und Vieh.

Wie das Sennten gegen das Kohltal

hinaufkam, wurde der Heiri immer stiller, seine Schritte wurden länger, so daß das Wifhorni fast nicht zu folgen vermochte. Der Peter, des Heiri Bruder, der auch bei der Alpfahrt dabei war, rief ihm zu: „He janzä doch ai nid äso, mer megid ja nimmä nachä!“ Der Heiri aber dachte ans Annili, und warum es ihm wohl die Hand nicht geben wollte...

Wie die Tannen eigen rauschten und der Kohltalbach trotzig brauste und die ganze Natur unfreundlich schien! Duster sann er bei sich: „Vielleicht habe ich mich doch getäuscht, vielleicht hat es mich doch nicht gern. Wer weiß, was in dem tiefen Auge lag, wenn es mich allemal so eigen anschaute, wohl nur Mitleid mit dem Lumpen Heiri, der jetzt so brav sein konnte.“ Und als nun die Bergwelt wieder freundlicher wurde und er sie anschaute in ihrem Frieden und in ihrer Zufriedenheit, da klagte sein Herz über verlorene Tage, über verscherztes Glück aus eigener Schuld. Himmel, er wollte beweisen, daß er ein Mann sein und bleiben konnte, wenn er wollte. Da jauchzte er hinaus in die Höhenluft im Bewußtsein seiner Kraft und seines Könnens und tätschelte des Wifhornis festen Hals.

Das Alpenleben gefiel dem Heiri. Die herrliche Luft, der würzige Geruch der Bergkräuter, die Freiheit und Stille machten ihm die Brust weit und das Herz froh. Die Arbeit war nicht so dringend wie im Tal drunten. Es gab Stunden und halbe Tage zu gemüthlichem Blaudern, zu einem lustigen Jaß, zu allerlei Kraftspielen: „Fuißtstoßä, Häglä, Ufächridä, Hoslä und Schwingä;“ der sehnige, starke Heiri übertraf alle andern, aber man ertrug seine Ueberlegenheit, weil er keinen hänselte und verspottete. Seine Mitälpler erkannten in ihm den früheren Subelheiri kaum mehr; er hatte damals so gern den Großen gemacht und geprahlt, und manch einer trug Zeichen von seiner Kraft am Kopfe vom Wirshauistische heim, und jetzt war er der beste Kerl, der jedem wohl wollte.

Nach zwei Wochen erhielt das Annili im Leiterlihaus einen Brief. Es wurde rot und lief schnell in seine Schlafkammer hinauf, ihn zu lesen. Der Heiri schrieb etwas schüch-

tern von seinem Alpenleben und wie er oft Langeszeit habe nach dem Leiterlihaus und besonders nach einem lieben kleinen Gesichtlein. Dieses gehöre einem gewissen Annili an, das ihm so lieb sei. Er wisse gar nicht, warum es ihm das ganze Herz gestohlen habe und dabei doch so hartherzig sei, ihm nicht einmal die Hand zu geben. Zuletzt viele, viele Grüße, Küsse wage er gar nicht zu schicken; denn er sei ihm ja doch nicht lieb. — S' Annili lächelte, als es den Brief las, und sah dabei den blonden Krauskopf des Heiri und seine Augen und seine breite, aus-gewerkte Hand und wunderte sich, daß er so

durch die Fenster schien und das Blondhaar seiner Tochter aufstrahlte wie feines Gold und die blauen Augen funkelten vor Ueber-mut, dachte der Vater: „Was es nur heute hat, das Annili.“

Die Aelpler wunderten sich nicht wenig, was der Brief mit der zarten Mädchenschrift, den sie dem Heiri am Sonntag von Emmetten heraufgebracht hatten, enthalte. Der aber war verschlossen wie ein Opferstock, nur etwa zwei Tage lang ging er sinnend umher. Das Annili hatte ihm geschrieben: Er sei ihm ja schon recht; aber es sei kein „Schleipf“, und darum habe es ihm die Hand nicht ge-



Schweizerischer Truppentransport auf dem Vierwaldstättersee.

lieb schreiben konnte. Dann setzte es sich hin und schrieb an den Heiri und setzte als An-rede: „Herr Heinrich B. . . . Alp Nieder-bauern“; doch dachte es noch eine kleine Weile nach, ob es nicht ein frisches Böglein nehmen und einfach schreiben sollte: „lieber Heinrich“. Dann aber fuhr es schnell weiter und ver-schloß den Brief in den Kantrum, am Nach-mittag mußte es doch ins Dorf und da wollte es den Brief mitnehmen. Den ganzen Morgen aber sang das Annili und beim Mittagessen war es so froh, daß Vater und Tochter voll heiterster Laune plauderten und lachten. Und als die Mittagssonne

geben. Es wolle nicht Bekanntschaft an-fangen, außer es gelte Ernst, und es habe immer ein wenig Angst um ihn; er wisse ja schon warum, und darum habe es ihm nur gesagt: „blib brav“. Erst dann, wenn er brav bliebe, wolle es ihn auch recht gern haben, wenn es so Gottes Wille sei. Und zuletzt herzliche Grüße. Kein Wörtlein mehr. „Aes truid mer nid rächt, das guät Meitli, aber s' chund de scho“, dachte der Heiri, „i will scho sorgä drfir.“

Das Menschenherz ist wie ein wildes Roß. Oft ist es leicht am Zügel zu führen und kann so lammfromm tun. Aber auf

einmal lebt die wilde Natur wieder auf, und dann weh dem Reiter!

Der Heiri war nun schon ein Jahr lang der nüchternste Mensch gewesen; er mied jedes Getränk, er kannte sich zu gut. Aber wie die Lawine im Frühling in den jungen Schutzwald einbricht und tausende der jungen Stämmchen vernichtet, so kam das Unglück über ihn.

Wie doch die Handorgel seinen Takt hatte und die Beine zum Walzer juckten an jenem Donnerstag Mittag, als sich die Aelpler aus allen Hütten Niederbauens in der Friedhütte zusammenfanden: die aus der untersten Hütte, dem Stäckamattboder, dem Hofaad, dem Ebnet, dem Steihüttli, sogar aus dem Hohberg waren zwei da. Wie sie lachten in frohem Uebermut bei ihren Kraft- und Kunststücken. Mit Sinebeln spielten sie Geige, Klarinett und Flöte zur Handorgel, und der Heiri brachte zur musikalischen Begleitung eine „Misälä“ und strich den Bass. Es war ein feines Konzert, und wenn die Musikanten in der großen Stube mit ihren Instrumenten herumhüpften, krümmten sie sich vor Lachen. Man begann zu schwärzen: „s' Sebis Wändel“ zwinkerte dem „Spalä-Chäspi“ zu, sie wollten miteinander dem Heiri einen anhängen. Sie rühmten ihre Sauftüchtigkeit und meinten so obenhin: „Wenn ai nu juifä tätist, Heiri; mer wettid ä Fislber, dui chämist is nimmä nachä.“ Da antwortete der Heiri: „I wett nur lachä, ai jez nu uf ä Tätich zwänzg Schwarzzi mit Träft z'juifä und de nu zwe Burdenä Wildheit i dä Chepfä obä uf der Chulm z'mäiä.“ „Sä brubiär“, rief es von allen Seiten, „nei, das chaist nid.“ Und der Heiri: „Scho, scho, aber i tuäs nid.“

Wie mancher Voratz ist schon vor dem Spötteln anderer zerbrochen wie ein schwacher Bachsteg unter einem schweren Mannestritt. Es rang das Gute mit dem Bösen ihn ihm; das Annili sah ihn mit banger Augen an, und sein Wort wollte er nicht brechen, nein, das wollte er nicht. Aber da sagte der „Spalä-Chäspi“: „Wir wissen ja schon lange daß dui g'vogtet bist, Heiri, der Leiterlibalz ist ein feiner Vogt, und dein Hofenbündel gäbe ein gutes Leitseil, gäll, Heiri?“ Schallendes Gelächter darob. Der fuhr auf, schnee-

weiß vor Zorn, und schrie: „Verdamnter Zug, gebogtet bin ich nicht, her mit dem Schwarzen, ich will euch schon zeigen, ob ich am Leitseil bin.“ Dann trank er die zwanzig Tassen mit viel Schnaps in seinen Zorn hinein, sprang auf, zog die Griffschuhe an, packte Sense und Steinfäß und ging hastenden Schrittes der Kulm zu. Er schwankte ein wenig und ging schneller als die andern, die ihm nachkamen. Beim Kulmgraben fiel er einmal um, nahm aber keinen Schaden. Rasende Wut gährte in seiner Seele. Seine Feigheit vor den blöden Spöttern wurmte ihn, und s' Annili hatte Charakter... wie sollte er nun vor sie hintreten, er, der Lump! Er knirschte auf den Zähnen vor Aerger über seine Dummheit und suchte durch den hastenden Schritt seine Trunkenheit zu verbergen.

Sie kamen auf der Höhe der Kulm an. Dem Wändel und dem Chäspi gefiel die Sache nicht mehr. „Gang nid abbä, mer glaibider's sust“, baten sie den Heiri. „Äwäg“, schrie der Heiri, „sonst gibts ein Unglück, ich bin Manns genug, zu wissen, was ich tue, ich brauche dein Leitseil nicht, Herr Spalä-Chäspi!“ Die Beiden wichen zurück. Er ging hinunter in die vordersten „Chöpfe“, wo man drei Jahre nichts mehr gemäht hatte und wo das Wildheu hoch und dicht stand. „Gerade die gefährlichste Stelle“, sagte der Wändel, „wenns nur nid eppis gid.“ Langsam und sorgfältig kletterte der Heiri; die Griffschuhe klammerten sich fest in den Boden; er fing zu mähen an. Vom Kreuz aus schauten ihm die andern zu. Auf einmal rief der Chäspi: „paß uif, Heiri, det isch schlächtgründig!“ Dieser lachte ihn nur aus und fuhr mit sicherem Hieb ins Gras. „Hesch Angst umä Fislber, gäll“, rief er ihm hinüber und kümmerte sich nicht um die Warnung. Herrgott, was war das? Die Sense flog im weiten Bogen in die Felsen hinein und klirrte hart. Der Heiri lag auf dem Rücken und glitt langsam in die Tiefe; seine Hände griffen krampfhaft aus und fanden keinen Halt. „Häbdi, häbdi!“ ein Ruf aus angsterfüllten Kehlen; ein gellender Schrei, einige Rasenstücke, die nachkollerten; Steine, die in die Tiefe fuhren; der heftige Aufschlag eines schweren Körpers



s'Stuß Chäpili.

Keis Stärndli stad am-Himmel
 Nacht isch es zringel um
 Me g'hört dr Wildbach ruische
 Und suscht ist alles stumm.

Deht g'hört me öpper schrite
 Lüs durä Cannawald,
 G'hört wenes chrestigs Wätte
 Dur d'Nacht zum Himmel schallt.

Ken Engel g'fed me schwäbe
 Des Liechtli i dr Hand,
 Er zeigt dem fromme Wäter
 D'r Wäg am Felseband.

Das ist d'r Bruder Scheuber,
 Der wandred jedi Nacht,
 Und immer hed d'r Engel
 Sie Wilt i Himmel bracht.

Di jekt im Himmel obe
 Lach's Wiltä nid la si
 Wilt isä liebe Herrgott,
 S'meg ändtlech Fridä si!

und nichts mehr. — — —

Noch nie hatte das Dörfchen am See ein solches Begräbniß gesehen. Wie schlank Buchen unter schwerer Schneelast standen die fünf Brüder des Heiri am Grabe, senkten die Blondköpfe und weinten. Und als der Pfarrer das Requiem sang, hörte die betende Gemeinde inmitten des Evangeliums ihren Seelenhirten aufschluchzen und weinen wie ein Kind; da weinten alle Frauen mit. Nur ein Auge war trocken und schaute mit flackernden Lichtern aufs Altar: das Annili hatte keine Tränen.

„S' Annili hed ä doch ai gar nid megä“,

meinte s' Schlossers Trini, „daß äs nid ämal s' Fazanettli fixä gnu hed.“ Stilles Leid, das so weh tut wie eine tiefe Todeswunde, ist wie ein Weilchen in Dornen; man geht an ihm vorbei.

Ein halbes Jahr nach dem Tode des Heiri stiegen „Nachtbuben“ zum Fenster des Annili hinauf, um bei ihm zu „kilten“; zwischen den Ritzen des Fensterladens drangen schwache Strahlen roten Lichtes hinaus. S' Annili ließ das Armenjeckenlichtlein brennen für den toten Heiri, daß ihm Gott die ewige Ruhe gebe... Da gingen die „Nachtbuben“ schweigend heim.

Die Stutzkapelle bei Oerrickenbach.

Wann das der schmerzhaften Mutter Gottes geweihte freundliche „Stutzkäppili“ am Bergabhang beim Burgholz entstanden sei, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nach der Volksüberlieferung hätte es schon zur Zeit, da Bruder Scheuber in der Bettelrütthi 1547.—1555 sein Einsiedlerleben führte, bestanden. Der Selige Konrad sei fast alle Abende, wenn nicht das schlechte Wetter oder sonst etwas ihn daran hinderte, von seiner Klausel in der Bettelrütthi „eintweders in die Capell unser lieben Frauen zu Rickenbach oder in das an der Rickenbacher Straß stehende kleine Kapellein oder Betthauß, allsdort sein Andacht zu verrichten“ gegangen. Der Geschichtschreiber Andermatt, welcher das Leben Bruder Scheubers beschrieben hat, bemerkt hierüber: „Es sahen und beobachteten die Leuth, daß allzeit, wann er nächtlicher Wehl von und wieder zu seinem Hüttlein wandert, ihm ein helles Licht vorgienge, welches ohne allen Zweifel sein heiliger Schutzengel gewesen“

Ueber die Kapelle sagt Andermatt: „Sonst ist das klein Capellein, welches er meistentheils besuchte, nur schlecht, hat ein so kleines Altärlein, daß man darauff nit Meß lesen kann. Ist eine alte Ablösung unseres Herren (Kreuzabnahme), von Holz geschnitzlet, darinnen. Wird vil von andächtigen Leuthen besucht und sollen auch mehrmalen sonderbare (besondere) Gnaden von Gott darinn erlanget worden seyn.“

Um das Jahr 1732 wurde die Kapelle erneuert. Der Wochenrat schenkte bei diesem Anlasse an das „neuw erbaute Stutzkäppeli“ 2 Kronentaler. Kaplan Odermatt schrieb anno 1882: „Das jetzige Stutzkäppeli hat viel Alterthümliches: das solide Gemäuer, das doppelte Gewölbe, die runden, in Blei gefaßten Fenster, das Vesperbild auf dem Altärchen“. Letzteres ist offenbar das gleiche, von dem oben die Rede war, und das heute noch in dem jeither erstellten Neubau zu sehen ist.

Lustige Ecke.

Mißverständnis. Frau Oberst (zu ihrem neuen Dienstmädchen vom Lande): „Elise, der Herr Oberst isch nöd rächt zwäg, rüet ihm de hüt Abed e Fläsche is Bett.“ — Elise: „Rote oder Wyße, Frau Oberst?“

Ein kleiner Pädagoge. Vater zu seinem

Sohne, der zum erstenmal in der Schule war: „Nun, wie gefiel es Dir, Willi?“ Willi: „Gar nicht, der Lehrer hat mich geschlagen.“ Vater: „Nun, er soll Dich doch erziehen.“ Willi: „Aber man fängt doch nicht hinten an!“